

Johann Fuchs (1930-2008)

Autor(en): **Fuchs, Johann / Manser, Joe**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **50 (2009)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Fuchs (1930–2008)



A) Johann Fuchs sel.

Geboren wurde ich am 7. September 1930. Meine Mutter hat immer gesagt, ich sei an einem Sonntagmorgen auf die Welt gekommen und es habe gerade ein scharfes Gewitter gehabt. Wenn ich so über mein Leben nachdenke, ist mir das auch gar nicht «seelze» (überrascht mich das auch gar nicht). Ich war also eine Jungfrau im Sternzeichen, obwohl ich nicht alle Tugenden habe, die ein Jungfrau-Mensch haben sollte. Ich war ein dickes, rundes Kindli, «all e chli» unruhig und fast nicht «zom häbe» (halten).

Die liebe Mutter hat mit uns viel gesungen und auch geholfen «bremüsle» (blinde Kuh spielen oder etwas Ähnliches, wie man heute sagt). Das Wasser hatten wir damals noch nicht in der Küche. Wir mussten uns jeweils am Brunnentrog waschen und haben natürlich nur die Fingerspitzen leicht benetzt. Da man damals auch im Winter barfuss war, hat man dabei darauf geachtet, dass man wieder in die warme Stube kam. Angezogen haben wir uns hinter dem Ofen, wegen Platzmangel gab es oft Streitereien.

Wenn die Mutter jeweils grosse Wäsche hatte, musste alles Wasser in die Küche getragen werden. In grossen Standen wurde die dreckige Wäsche eingeweicht und über Nacht stehen gelassen. Am anderen Tag hat der Vater draussen das Wäscheseil gespannt. Bei gutem Wetter und etwas Föhn war alles schnell trocken. Die Leintücher, damals «Lilache» genannt, wurden von Hand gestreckt, und da durften wir Kinder helfen. Wir waren ein Mädchen und drei Buben: Mila (1928), ich (1930), Jakob (1934) und Albert (1937). Als der Jüngste auf die Welt kam, ging die Hebamme am Sonntagmorgen wieder nach Hause und sagte zu Mila, die eben vom «Ahti» (Kirchgang) heimkam, sie hätte dann ein herziges «Brüederli». Mila meinte «soso, scho wieder e so en Biisser» (Beisser).

In der Schule war ich immer der Kleinste, und so entstand nach und nach der Name «chlin Fochsli», der mir bis heute geblieben ist. Das Foto von der Erstkommunion hätten meine Eltern nicht gekauft, denn damals hatte überhaupt niemand «voriges» Geld. Mein Grossvater, der ehemalige Kantonsrichter Johann Baptist Fuchs (1876–1951), hat es dann für mich gekauft. Ihm sei es herzlich verdankt, auch wenn wir ihm nicht immer gefolgt (gehört) haben.

In der fünften Klasse bekam ich ein achtbässiges Schwyzerörgeli. Es kostete damals 120 Franken. «Enze Albert» hat es besorgt. Stunden habe ich beim «Wildjockelis Franz» genommen. Am Anfang bezahlte ich Fr. 1.50 für eine Stunde, aber meistens waren es anderthalb Stunden. Ich musste immer am Freitag gehen und mit dem «Räf» gerade das Schmalz zum «Böhlis Emil» in Mettlen bringen. Oben beim «Räf» war das Schmalz und auf dem unteren Gestell das Handörgeli

zuerst in der Schachtel und dann im Rucksack. Meine liebe Mutter lernte mich auch Lieder und «Rugguseli», an denen der «Wildjockelis Franz» seine Freude hatte. Seine Tochter Fineli spielte damals schon sehr gut Klavier, und es freute mich jedes Mal, wenn ich mit ihr zusammen spielen durfte. Mutter spielte oft Gitarre, und ich durfte auch mitspielen. Die Gitarre hatte sie vor Jahren von der «Sattlelis Mala» für ein Pfund Schmalz bekommen. Sie hat dann nur ein paar Grundbegriffe gelernt und das Andere alles selber probiert.

Wenn mein Vater mit den Kühen in Meistersrüte im «Schäfli» war, durfte ich am Sonntagabend ein wenig mit dem Handörgeli spielen, und es gab dann bis zu Fr. 1.60 Trinkgeld, was mich sehr freute. Oft gaben sie mir auch zu trinken, dass ich wieder aufhörte zu spielen und etwas stiller war. Auch an verschiedenen Geburtstagen oder anderen Festen durfte ich mit dem Handörgeli kommen, und meine Mutter hat dann dazu gesungen. Manchmal gab es bis zu fünf Franken Trinkgeld, und am anderen Morgen durfte ich zudem noch etwas länger im Bett bleiben. Die Geschwister sagten dann, ich sei ein «Gfallmotsch».

Am Sonntag haben wir oft «Niele» geraucht, und das gab dann fast offene Zungen. Auch ganze Grashalden wurden angezündet, dem sagte man «Häldele». Im Bach wurden Fische gefangen, die wir aber nicht nach Hause nehmen durften. Vater und Mutter sagten schon damals, das sei verboten. Radio und Fernsehen oder elektrisches Licht gab es damals noch nicht und so musste man die Gestaltung der Freizeit selber erfinden. Wir haben oft Verbotenes gemacht: Am Sonntagnachmittag musste man in die Christenlehre bis zum 16. Lebensjahr. Auf dem Weg ins Dorf und von dort zurück stellten wir manches an. Es wurden halbreife Äpfel gepflückt, Stalltüren zugemacht, Gätter ausgehängt und weggetragen wie auch auf Tannen und Buchen geklettert. Wir gingen am Montag immer mit einem schlechten Gewissen zur Schule, aber zum Glück wusste der Lehrer von alledem noch nichts, denn man hatte ja auch noch kein Telefon. Das nächste Telefon war später bei der Milchzentrale bei «Göntelers» oben, und die mussten die Telefone ausrichten, zuerst für 20 Rappen, später für 50 Rappen.

Im Jahr 1939 wütete überall die Maul- und Klauenseuche, und wir mussten fast jeden Sonntag auf einem anderen Weg in die Kirche gehen. Wir hatten diese Seuche nicht in unserem Stall. Es musste sehr viel Vieh abgetan und verlockt werden, es war eine sehr schwere Zeit. Auf den knallroten Plakaten stand jeweils: Dieser Weg ist wegen Maul- und Klauenseuche für den Personen- und Viehverkehr abgesperrt. Das Zuwiderhandeln konnte, so glaube ich, mit einer Strafe von 500 bis 3000 Franken gebüsst werden.

Während des Zweiten Weltkrieges räucherten wir selber «Schwinis» und packten die geräucherten Stücke in Holzasche, denn so hielten sie auch bis über den Sommer. Zum «Znüni» gab es aus einem Mötteli neugemolkene Milch und Brocken, ebenso zum «Znacht», und die ganze Familie löffelte aus dem Mötteli. Auch Kartoffelbrot gab es während des Krieges. Das war aber nicht so gut und immer etwas feucht und pappig. Die Schokoladen-Märkli verschenkten wir «Kürschner Fässlers» im Dorf, denn Schokolade gab es bei uns nicht. Wir hatten auch einige

Butterkunden, denen wir damals schwarz Schmalz auf Umwegen brachten. Wir bekamen damals für diese Botengänge 5, 10 oder sogar 20 Rappen, was uns sehr willkommen war.

An der Kilbi sahen wir unsere «Götti» und Verwandten, und wir brachten meistens mehr Geld heim, als wir mitnahmen. Daheim bekam jedes am Sonntag und am Montag 50 Rappen. Die Rösslireitschule kostete 10 Rappen. Ich hörte immer gerne die Kilbiorgel und stand stundenlang davor. Bei den grösseren Bahnen kostete es 20 Rappen, und man ist dann gefahren, bis es einem ganz schlecht war. Über die Kriegsjahre gab es keine Kilbi, dafür durften wir mit der Mutter nach Haslen «gi wallfahre». Einmal mussten wir im Sommer für schönes Wetter beten, und als wir von Haslen nach Hause kamen «no Schoche vezeirre». Ich dachte, wir hätten auch etwas weniger beten können.

Oft mussten wir auch dem «Hölzli Franz» die Jager bringen, die mein Vater gemästet hatte. Mit dem Bläss wurden die acht bis zwölf Jager durch das Dorf an die Weissbadstrasse getrieben und bei der öffentlichen Brückenwaage auch noch gewogen. Meistens bekamen wir dann vom «Hölzli Franz» 50 Rappen, und das war damals ein recht gutes Trinkgeld. Eine Flasche Bier kostete 60 Rappen, ein Süssmost 40 Rappen und ein Tresterli 30 Rappen.

Damals gab es noch recht schneereiche Winter. Wir konnten wegen Schneeestöber und reichlichem Schneefall nicht immer in die Schule gehen. Wir mussten sieben Jahre lang die Schule besuchen, aber nur halbtags. Ich hatte immer gute Zeugnisse. Einmal hatte ich lauter Einser, nur im Katechismus eine 1–2. Da wurde ich noch «kibed» von den Eltern.

Wenn wir etwas Neues wissen wollten oder wenn es uns verleidete, «henkten» wir ein Zeichen. Ein Tuch wurde zum Fenster hinaus «ghenkt» und dann kam Vetter Sepps Marie «zo Stobete», und dann wurde ausgiebig geschwätzt. Zwischen Weihnachten und Neujahr kamen die Nachbarn den Züüg oder den Christbaum «gi aaluege», und es wurde dann Most und Likör getrunken und auch ausgiebig geschwätzt. Meine Mutter machte jedes Jahr ca. zehn Liter Likör. Sie tat immer zuviel Wasser dazu, und wir mussten Essenzen nachholen, Rosentropfen, Mandelgeist und «Fab». Auch wir Kinder durften von diesem selbstgemachten Likör trinken, denn er war ja sehr «logg» (nicht mit viel Alkohol). Zu Weihnachten bekam jedes von uns einen ganzen Cervelat, oder wir hatten gerade Kälbli-Schüblig. Wenn man damals um ein Kälbli kam, liess man alles bei Metzger Gmünder in Steinegg zu Schüblig machen, und da gab es dann eine Zeit lang mehr Fleisch als sonst.

Im Jahr 1945 bekamen wir elektrischen Strom. Als alles installiert war, durften wir im Haus und im Gaden alle Lampen anzünden und ein Stück weiter unten hinauf schauen, wie es aussieht. Natürlich nicht lange, denn der Strom kostete auch Geld. Damals hatte meine Schwester Mila auch die ersten «Spinibuebe». Unser Jüngster, Albert, fragte am andern Morgen, wer denn in der Nacht geredet habe. Mila sagte: Sie seien halt vom Elektrizitätswerk gekommen und hätten nachgeschaut, ob auch alles noch funktioniere.

Einmal gab es zu Weihnachten für die ganze Familie ein Grammophon zum Aufziehen. Es kam von der Frau Steuble bei der Kirche und kostete zusammen mit einigen Platten insgesamt 30 Franken. Das war ein Fest. Die Mutter hat uns damals gelernt zu tanzen. Am dritten Tag drehten wir die Stahlfeder ab, aber der Vater hat alles wieder geflickt. Man musste nun beim Aufziehen besser aufpassen. Radio hatten wir damals noch nicht.

Auf dem Burgstock musste der Mist mit dem Stosswagen vertan werden, und ich war immer etwas zu klein dazu. Bei mir ist der Stosswagen immer auf dem Boden angestanden, weil ich so klein war. Ich habe auch von einer Freundin meiner Mutter Wachstabletten bekommen, aber die haben nichts genützt, ich war noch immer «de chlin Fochsli».

Auch Farn musste gerupft werden, und wenn es trocken war, brachte man die Wurzeln kaum heraus. Die Sommer waren meistens schön, und das überstandene Heu war dann schnell dürr. Wenn das Heuen fertig war, gab es den Heuerwein. Wir bekamen einen ganzen Cervelat und genug Most. Im Winter sind wir mit den Kühen zu «Sepbuebes» ins Fuchsenkreuz gefahren. Der «Boff Jock» kam dann das Heu «gi messe», und unser Bläss hat ihm einmal den Hut vom «Tennstor» weggenommen. Wir Buben hatten unsere Freude und der «Boff Jock» den Ärger, dass er den Hut nicht mehr hatte. Der «Sepbuebe Johann» kam dann am Morgen an den Brunnen und hat sich dort gewaschen. Wir Buben fragten ihn dann allerlei, bis er die Füsse aneinander rieb, denn er war ja barfuss und dies im Schnee.

Mit dem «Tübli Jock», dem Mann von unserer Bäsi Kathri, durfte ich einmal «gi Stöck schlette». Um vier Uhr zogen wir in Meistersrüte los und waren noch fast nachts im Potersalper Wald. Am Abend wurde in der Böhlhütte geschlafen. Und der «Tübli Jock» und die Bannwarte erzählten von früheren Zeiten. Ich stellte mich schlafend, hörte aber alles mit. Der «Tübli Jock» war ein guter Erzähler.

Als ich aus der Schule kam, wollte ich Zimmermann werden, denn es war gerade Mode. Alle Meister sagten, ich sei zu klein und zu leicht für diesen Beruf, denn damals wurde noch jeder Balken von Hand «gelopft» und getragen. Vater sagte auch, dass wir mit dem Vieh «z'Beg» fahren würden, und das hat mir auch gepasst. Wir haben damals den Burgstock empfangen und haben dort oben viele Streiche ausgeheckt. Den Hofern (Leute vom Dorf) haben wir «Mäule» (Feuersalamander) nachgeworfen. Man sagte uns, das gebe eine «Hecke» (Entzündung), aber wir haben nie etwas gespürt.

Vom Burgstock ging es mit dem Vieh für sechs bis acht Wochen auf die Potersalp. Jakob und Albert waren Handbuben, Mila und ich «durften» heuen. Damals hat man noch alles von Hand gemäht und «Bödeli» eingetragen. Es war sehr streng. Gottlob gab es gute Sommer, denn wir mähten nicht so grosse Stücke. Das Emd wurde nach ca. acht Wochen gemäht, und das Herbstgras frassen dann die Kühe. Man machte also nur zwei Schnitte. Wenn es «ruch» oder Sonntag war, durfte ich Tabak, Brot und was sie sonst noch so brauchten auf die Potersalp bringen. «Simönlers Öski» kam meistens mit. Oft nahm ich auch das Schwy-

zerörgeli mit. In Lehmen habe ich dann am Abend gespielt, und der «Schäfli Jock» und der Schuh-Simönle haben dann getanzt mit den Lehmen-Töchtere. Ich bekam gratis Süssmost und Nussgipfel.

Auf Potersalp waren wir sechs bis acht Wochen lang mit den Kühen. Der Vater war 17 Jahre lang Senn im Luser. Die Milch wurde zu Käse verarbeitet, und der Grempler (Händler) holte jede Woche Schmalz und Käse, natürlich alles mit Saumpferden, denn eine Strasse gab es damals noch nicht. Am Sonntag verkauften wir auf der Schwägalp Altmannen und Steinrosen, bis wir von den Bähnlern und von der Polizei vertrieben wurden. Nachher waren dann die meisten Pflanzen geschützt. Wir mussten wieder anderweitig Sackgeld verdienen.

Als 19-Jähriger musste ich an die Rekrutierung, ich war nur 146 cm hoch. Beim Ballwerfen waren wir «Meschrütner» weit überlegen, denn die Prüfung war in Schlatt und in der Lank, und es waren auch die von Schlatt, Haslen und Enggenhütten dabei. Kaplan Stark sagte, das komme vom vielen Steine und Schneebällen werfen beim Streiten, darum seien die «Meschrütner» so gut. Wir wurden also nicht gerühmt und von den Andern wacker ausgelacht.

Am 4. Oktober 1948 trat ich bei Räss und Inauen in die Lehre. Der Inauen war der «Chügelers Gust». Am ersten Morgen sagte er, ich müsse schnell laufen, «luut schwätze» und dürfe gar nie ins «Cafi Franke». Das «Cafi Franke» war damals etwas verrufen, aber ich habe das gar nicht gewusst. Bei Edmund Räss habe ich für zwei Franken «Zmittag» gegessen. Das war damals recht teuer, ich hatte pro Tag im ersten Lehrjahr einen Franken Lohn, im zweiten Jahr Fr. 1.75, im dritten Jahr Fr. 2.75 und im letzten Halbjahr Fr. 3.75. In der Lehre habe ich immer aufgepasst und viel gelernt. Wir arbeiteten damals pro Tag zehn Stunden lang, auch am Samstag gab es mit «Ufrume» zehn Stunden. Manchmal sogar etwas mehr. Nach der Lehre bekam ich pro Stunde zwei Franken, durfte es aber niemandem sagen, denn das war recht viel. Ich blieb fast zehn Jahre lang bei Räss und Inauen. Mit Fr. 2.50 in der Stunde habe ich damals, im Jahr 1958, aufgehört. Ich habe dann selber angefangen. Für mich war es damals recht viel, wenn ich dem Kunden drei Franken Stundenlohn verrechnen konnte. Schon damals machte ich Hackbretter. Ein Hackbrett mit Kiste kostete damals 300 Franken.

Am 8. September 1959 heiratete ich Mina Graf von der Roten, und die ist bis heute eine liebe Frau. Sie hat überall mitgeholfen und auch nebenbei die Büroarbeit gemacht. Wir haben viel gearbeitet und allerlei gehandelt. Meistersrüte war damals noch nicht überbaut. Das Haus mit Werkstatt kauften wir am 6. Dezember 1958 von Johann Dörig ab, der damals eine Fensterfabrik besass und auch Möbelhändler war. Isoliert war es sehr schlecht, und wenn wir nicht arbeiteten, bekamen wir blaue Füsse und Beine. 1960 machten wir den Holzschopf und das Schaufenster. Der Schopf stand vorher hinter dem Krankenhaus in Appenzell. Wir machten damals viele Schiefertische und Aussteuern. Auch an den Hackbrettern wurde einiges ausprobiert und verbessert. 25 Jahre lang war ich bei der Feuerwehr Meistersrüte-Lehn, die damals neu war. 17 Jahre lang war ich dort Materialverwalter, doch damals war der Bestand noch sehr klein. Auf

die Hauptversammlung hin machte ich jeweils eine Tombola. Zehn Jahre lang war ich Aktuar im Schulrat von Meistersrüte.

Allmählich wurden unsere vier Kinder, drei «Meedle» und ein «Bueb» grösser und älter. Mineli, die Älteste, machte in St. Gallen bei der Firma «Baumwollbaum AG» die Lehre und blieb dort gut sieben Jahre lang. Sie strickte sehr viel. Antonia, die Zweitälteste, ging ins Welschland, dann nach Gais ins Kinderheim «Kehr». Die Lehre machte sie bei Stoffels in St. Gallen und bei Schläpfer in Teufen. Nachher war sie noch auf dem Verkehrs- und Tourismusbüro in Appenzell. Sie spricht fünf Sprachen, ist verheiratet mit Reto Manser in Steinegg und hat drei «Meedle». Mineli, die Älteste, hat auch ein Mädchen und zwei Buben, die aber schon grösser sind. Verheiratet ist sie mit Alex Nagele. Johannes machte die Lehre daheim und war dann einige Zeit lang in Gais zu einem «Sprachaufenthalt» bei den Gebrüdern Künzle... Amerei, unsere Jüngste, arbeitet schon seit einigen Jahren bei der UBS und ist mit dem «Pfaue Reto» verheiratet. Johannes hat das Geschäft übernommen und im Jahr 2002 geheiratet mit einer Thailänderin namens Thong. Es geht allen recht gut, und sie sind glücklich.

Johannes lernte bei Jakob Alder das Hackbrettspielen und Amerei bei Georg Kegel das Klavierspielen. Zu dritt gingen wir einige Jahre lang wieder «gi uf mache» (Musik spielen). Im Jahr 1992 hatte ich bei der Fräse einen kleinen Unfall. Ich schnitt in den Zeigfinger der linken Hand, und seitdem spiele ich nicht mehr Handorgel. Denn der Finger war zu dick, ich «verwütschte» immer drei Bassknöpfe, was dann falsch klang.

Nun bin ich pensioniert, im AHV-Alter, und mache im «Büüdeli» gerade noch so viel, was anfällt, viele Bilderrahmen. Wir haben es recht schön zusammen. So wird man älter und schafft etwas weniger. «Bschäd's Gott wieter eso» hat man früher gesagt.

B) Joe Manser

Mit diesen Zeilen wird nicht etwa das Leben von Johann Fuchs gewürdigt, sondern der Blick geworfen auf seine Berufung als Hackbrettbauer und damit Förderer der Appenzeller Musik.

Johann Fuchs ist in einer Familie aufgewachsen, wo viel gesungen wurde. Das hat ihn musikalisch geprägt, und so fand er auch schnellen Zugang zur instrumentalen Musik, speziell zum Handorgelspiel. Unzählige lustige Stunden bescherte «de chlin Fochsli» mit seiner Unterhaltung oder als Conferencier – an Vereinsanlässen und –ausflügen. Wenn es musikalisch nicht mehr weiter ging, dann halfen seine träfen Witze über die Runden, oder ein von ihm angestimmtes Ratzliedli machte auch «Unmusikalische» plötzlich zu Sängerinnen und Sängern. Auch gepflegtes Zusammenspiel mit bekannten Gesichtern der Appenzeller Tanzmusik war Johann Fuchs wichtig. So trug er mit seinen Akkordeonklängen u.a. in der Streichmusik «Franzsepp Inauen» bei, spielte auch zusammen mit Jakob und Ueli Alder, Albert Räss, Josef Dobler, «Hornsepp», und vielen andern.



«De chlin Fochsli» mit der Handorgel in einer Streichmusik-Formation der 1960er-Jahre. Die anderen Musikanten sind: v.l.n.r. Jakob Alder (1915–2004), «Alders Jock», Herisau, Ueli Alder (*1922), Urnäsch und Josef Dobler (1925–2008), «Hornsepp», Weissbad.

Der Hackbrettbauer

Weitherum bekannt wurde «de chlin Fochsli» aber als Hackbrettbauer. Diesen Beruf kann man eigentlich nicht erlernen. Johann Fuchs kam durch seine Tätigkeit als Möbelschreiner zu diesem Handwerk, das er anfänglich hobbymässig, später dann aber voll professionell betrieb. Für «Alders-Jock» hatte er im Jahre 1954 ein Hackbrett «flicken» müssen, und bei dieser Gelegenheit nahm er sich die Mühe, ein wenig in das Innenleben des Instrumentes, dessen Hölzer und dessen Konstruktion zu blicken. Bald sammelten sich Erfahrungen, die, mit Pröbeln und Tüfteln kombiniert, allmählich zu einem ersten eigenen Instrument führten. Ein langer Weg stand aber noch bevor, bis eine serienreife Produktion dieses Instrumentes anstand. Die Auswahl des richtigen Holzes, «figjohreds» Fichtenholz, gesucht und gefunden in speziell gelegenen Wäldern des Appenzellerlandes, geschlagen zum richtigen Zeitpunkt, luftgetrocknet während einer genau bemessenen Zeitspanne: All dies waren Grundlagen und Erfahrungsebenen, die im Laufe der Jahrzehnte zur hervorragenden Qualität des «Fochsli»-Hackbretts führten und dieses typische Appenzeller Instrument aus einem Dornröschenschlaf erweckten. Nun hatten erfahrene und junge Hackbrettspieler, Schüler und

Lehrmeister vorzügliche Instrumente zur Verfügung, und damit war der Grundstein gelegt zu dessen Förderung und Weiterentwicklung.

Hochwertige Instrumente

Eine Ausstellung 1973 im Stockalperschloss in Brig, «Das Hackbrett in der Schweiz», mit gleichzeitiger Erforschung und geschichtlicher Aufarbeitung des Instrumentes (Brigitte Bachmann-Geiser) führte zwei Jahre später ins Appenzellerland. Johann Fuchs wollte damit klar demonstrieren, dass das Hackbrett im Appenzellerland eine ebenso grosse Rolle spielte wie im Wallis und sonstwo. Ja, bei uns gelte es gleichsam als Nationalinstrument. So wurde unter seiner Leitung und mit tatkräftiger Unterstützung seiner Gattin Mina die gleichnamige Ausstellung während des ganzen Monats August 1975 im Rathaus Appenzell gezeigt. Gemäss Zeitungsberichten war dies eine eindruckliche Ausstellung, welche Besucher in Scharen anlockte und durchwegs begeisterte. Das Instrument verschaffte sich dank dieser beiden Präsentationen einen hohen Bekanntheitsgrad und erlebte im Appenzellerland eine wahre Renaissance. So verbrachte nun Johann Fuchs zahlreiche (Über-)Stunden in seiner «Buude»; gemäss Aussage von Jock Alder entstanden allein im Jahre 1975 über 40 Hackbretter. Zur gleichen Zeit legte Josef Peterer, «Gehrseff», auch sein «Appenzeller Hackbrett-Büechli» vor, welches als erster gedruckter Lehrgang für das Appenzeller Hackbrett gilt. Die zahlreichen Hackbretter, welche die «Fochsli»-Werkstatt verliessen, gingen mehrheitlich an Besitzer in der Region rund um den Säntis, aber auch etliche fanden ihren Weg in die übrige Schweiz, vereinzelte bis nach Übersee.

Förderung des Hackbrettspiels

Wenn auch Johann Fuchs selbst nicht Hackbrett spielte, so gilt er doch als einer der grossen Förderer dieses Instrumentes. In allen Musikschulen des Appenzellerlandes (und auch ausserhalb) ist das Hackbrett der grosse Renner. Viele Jugendliche möchten dieses spezielle Schweizer, ja Appenzeller Instrument spielen können und melden sich zu Unterrichtsstunden an. Wenn früher das Hackbrett durchwegs Begleitfunktion in einer Formation hatte, so wird es heute oft auch als Soloinstrument eingesetzt, und dazu gibt es zahlreiche Vorbilder für Neueinsteiger. Die Kunst des Hackbrettbaus wird heute von seinem Sohn Johannes weitergeführt, der auf dem reichen Erfahrungsschatz seines Vaters aufbauen kann und der das Instrument auch noch meisterhaft zu spielen versteht. Gleichzeitig wird aber auch Weiterentwicklung im Instrumentenbau betrieben und die Konstruktion den Wünschen der Kundschaft laufend angepasst. Seines Vaters Aussage aus dem Jahr 1981 (in «Heimatwerk») «man sollte so mit 80 nochmals neu mit all den gesammelten Erfahrungen beginnen können» hat sich nun nicht erfüllt; wir haben aber Gewissheit, dass sein Sohn Johannes auf dieser Basis weiter arbeitet. Die zahlreichen Hackbretter – es entstanden Hunderte von Instrumenten – klingen auch nach dem Tod von Johann Fuchs weiter und geben

Kunde von einem Meister seines Fachs. Die feinen und wohltuenden Hackbrettklänge mögen noch lange an ihn erinnern und gleichzeitig den Verstorbenen im Jenseits erfreuen.

Erstdruck:

Manser Joe, Mehr als «nur» ein Hackbrettbauer. Zum Tode von Johann Fuchs, «Chlin Fochsli», Meistersrüte, in: AV 133 (2008), Nr. 152 vom 25. Sept., S. 3

Über Johann Fuchs (1930–2008) vgl.:

Anzeiger 44 (1999), Nr. 7 vom 16. Febr., S. 6

AV 103 (1978), Nr. 203 vom 28. Dez., S. 2; 110 (1985), Nr. 073 vom 9. Mai, S. 2;

115 (1990), Nr. 74 vom 10. Mai, S. 2 u. Nr. 75 vom 12. Mai, S. 3; 120 (1995),

Nr. 201 vom 19. Dez., S. 2; 121 (1996), Nr. 63 vom 20. April, S. 5 u. Nr. 123

vom 5. Aug., S. 3; 122 (1997), Nr. 180 vom 15. Nov., S. 5; 125 (2000), Nr. 2

vom 5. Jan., S. 3, Nr. 145 vom 14.09., S. 2 u. Nr. 197 vom 16. Dez., S. 3; 127

(2002), Nr. 112 vom 20. Juli, S. 1 u. 2; 129 (2004), Nr. 121 vom 4. Aug., S. 2

AZ 173 (2000), Nr. 219 vom 19. Sept., S. 60 u. Nr. 300 vom 22. Dez., S. 48

Rechsteiner Rolf, «Nekrolog» Johann Fuchs (1930–2008), Appenzell, in: AJb 136 (2008), S. 170–171

Th., Hackbrettbauer Johann Fuchs, in: Popularia. Das Magazin der Schweizer Folklore 1992, Nr. 1/2 vom Jan./Febr., S. 37–39

Tralci Lisa, Vom Hackbrett und von Hackbrettbauern, mit Photos vom Hans Ulrich Gantenbein, in: AM 3 (1999), Nr. 11 vom Nov., S. 12–13